

Der Gefahrenradar

Uwe Füllgrabe

Magazin für die Polizei, 34. Jahrgang, Nr. 325, Mai 2003, S. 9 - 15

1. Was ist ein Gefahrenradar?

Der von mir geprägte Begriff **Gefahrenradar** (Füllgrabe, Deutsche Polizei, März 2000) hat sich, wie die polizeiliche Fachliteratur und auch polizeiliche Ausbildungsprogramme zeigen, als sehr anschauliche Metapher, als sehr anschauliches Bild erwiesen, um das Verständnis für etwas sehr Wesentliches zu wecken: Man muss in bestimmten Situationen rechtzeitig erkennen, wer /was gefährlich werden könnte.

Hinter dem Begriff Gefahrenradar steckt aber auch eine bestimmte Philosophie. Man kann nicht gedankenlos in eine Situation gehen, die gefährlich werden könnte. Aber man hat andererseits auch kein Gerät, das man einfach einschalten kann, um eine Gefahr zu erkennen. Vielmehr muss man *selbst aktiv* werden und auf eine mögliche Gefahr achten. Ein gutes Gefahrenradar erfordert also einen *aktiven Informationssucher* und *Informationsverarbeiter*.

Konkret besteht der Gefahrenradar darin, dass man in einer Situation schnell eine Reihe von Fragen abprüft: Wer ist hier gefährlich? Was ist hier gefährlich? Wer könnte dem Verdächtigen zu Hilfe kommen? Verbirgt sich in diesem Alltagsgegenstand vielleicht eine Waffe? usw. (s. Füllgrabe, 2002).

2. Das Dilemma bei der Gefahrenwahrnehmung

In einer *potenziellen* Gefahrensituation kann neben der tatsächlichen Gefährdung aber auch ein zusätzliches Problem auftreten. Man kann nämlich mit seiner Entscheidung zwei völlig entgegengesetzte Fehler machen

- 1) Man übersieht eine tatsächlich vorhandene Gefahr *oder*
- 2) Man schätzt eine Person oder Situation als gefährlich ein, die in Wirklichkeit harmlos ist.

Das letztere Problem taucht z. B. in der Dunkelheit oder bei schlechten Sichtverhältnissen auf. Ein Polizist sieht etwas im Mondlicht aufblitzen, glaubt, die Person habe ein Messer in der Hand und schießt in vermeidlicher Notwehr. In Wirklichkeit war es aber lediglich ein Schlüssel, der aufblitzte. Ein typischer Fall ist hier der Fall des Amadou Diallo, der von vier Polizisten für einen gesuchten Serienvergewaltiger gehalten und erschossen wurde (s. z. B. Lorei, 2001). Die Polizisten meinten, dass er nach einer Waffe greife. Diallo hatte aber keine Waffe bei sich, sondern lediglich seine Brieftasche, einige Schlüssel u. Ä. Vor Gericht demonstrierte einer der Verteidiger, dass man bei derartigen nächtlichen Lichtverhältnissen, der Entfernung u. Ä. bei einer entsprechenden Handhaltung nicht leicht unterscheiden kann, ob jemand eine Pistole oder eine Brieftasche in der Hand hält.

Ein gutes Gefahrenradar bedeutet also auch, dass man sehr genau zwischen gefährlichen und nichtgefährlichen Personen und Situationen unterscheiden lernen muss.

3. Warum haben manche Menschen keinen Gefahrenradar?

Polizisten sahen folgende Situation: Auf dem Bett sitzt ein alter Mann, der einen gebrechlichen und kranken Eindruck macht. Doch der alte Mann greift plötzlich unter die Bettdecke, ergreift eine Pistole und verletzt zwei Polizisten, einen davon schwer. Durch eine genaue Durchsuchung und Beobachtung seines Verhaltens wäre dies zu verhindern gewesen.

Doch was machten die Polizisten eigentlich falsch? Dazu muss man die Vorgeschichte dieses Falles aus der BKA – Studie (Sessar, Baumann und Müller, 1980) betrachten.

„Frau X hatte Selbstmord begangen. Bei den aus diesem Anlaß durchgeführten Ermittlungen wurde festgestellt, daß Herr X im Besitz mehrerer Faust- und Langfeuerwaffen war. Weil er laufend Beruhigungsmittel nahm, einen erregten Eindruck machte und bekannt geworden war, daß er den Tod seiner Frau rächen wolle, indem er einen Nachbarn erschießen und sein Haus so präparieren wolle, daß es beim Öffnen durch die Polizei in die Luft fliegen und sich dann selbst erschießen werde, wurde ein Waffenbenutzverbot gegenüber X erlassen.

Drei Kriminalbeamte und ein Beamter des Landratsamtes suchten ihn auf und forderten ihn auf, die Waffen herauszugeben. Keiner der Beamten hielt die Dienstpistole in der Hand. Eine körperliche Durchsuchung führten sie nicht durch. X machte einen gebrechlichen, kranken Eindruck. Um die Suche nach Waffen im Schlafzimmer ungestört durchführen zu können, wiesen die Beamten X an, doch in einem Sessel Platz zu nehmen. X setzte sich jedoch nicht in den Sessel, sondern auf das Bett. X griff mit der rechten Hand unter die Bettdecke (Sessar, Baumann und Müller, 1980, S. 124f.).“

Die Polizisten machten also folgenden Fehler: Anstatt genau zu *beobachten*, was Herr X tatsächlich tat, um sachgerecht darauf reagieren zu können, orientierten sie ihr Handeln an ihrer *subjektiven Deutung* der Situation: Auf dem Bett sitzt ein alter Mann, der einen gebrechlichen und kranken Eindruck macht. Die Situation ist *harmlos*.

Dass sie sich offensichtlich von diesem Eindruck leiten ließen, statt das *Verhalten* zu beobachten, ist angesichts der aggressiven Vorgeschichte des Vorganges eigentlich unverständlich. Doch leider ist dieser Fall kein Einzelfall. Bei der Analyse von Angriffen auf Polizisten stellten Pinizzotto, Davis und Miller (1998) fest, dass viele dieser Polizisten ein vorgefertigtes Bild von der Persönlichkeit eines Menschen hatten, von dem sie annahmen, dass er sie angreifen könnte. Doch, wie Pinizzotto, Davis & Miller (1998) betonen, waren diese „vorgefertigten Bilder“ der Polizisten von möglichen Angreifern in der Realität manchmal nur von geringem Wert. Man kann daraus, wie auch aus dem Beispiel von Herrn X gut erkennen, was Langer (1991) mit „Gedankenlosigkeit“ (Mindlessness) meint: die Orientierung an vorgefertigten Kategorien, statt mit **aktivem Denken** die Realität genau zu betrachten. Langer (1991, S. 32) schreibt: „ Da sich solche festen Einstellungen (*Mindsets*) ausbilden, bevor wir richtig nachgedacht haben, nennen wir sie *Premature cognitive commitments* – <<verfrühte kognitive Festlegungen>>.“

Eine solche „verfrühte geistige Festlegung“ ist z.B. wie in diesem Beispiel der Eindruck: Auf der Bettkante sitzt ein alter, gebrechlicher, kranker Mann.

4. Informationsverarbeitung und Gefahrenradar

Schon früh zeigen sich bei Kindern große Unterschiede hinsichtlich der Erforschung und Auseinandersetzung mit der Umwelt (Ainsworth et al., 1974). Gehen Eltern während der frühen Lebensjahre eines Kindes sicher und zuverlässig auf die Bedürfnisse eines Kindes ein, treten sie mit ihm in eine vertrauensvolle Interaktion ein, so entwickelt das Kind einen **sicheren Bindungsstil**. Gehen die Eltern nur unregelmäßig, unvorhersagbar auf das Kind ein, entwickelt dieses einen **ängstlich – ambivalenten Bindungsstil**. Gehen die Eltern nur sehr selten auf das Kind ein und halten sie gefühlsmäßige Distanz, entwickelt das Kind einen **distanzierten Bindungsstil**.

Sind Kinder mit sicherem Bindungsstil mit ihrer Mutter zusammen, so benutzen sie diese als eine Art „sicheren Stützpunkt“, von dem aus sie die ihnen unbekannte Umgebung erforschen.

Dagegen betrachten Kinder mit ängstlichem Bindungsstil ihre Mütter weniger als „sicheren Stützpunkt“, von dem aus sie ihre Umwelt erforschen können. Sie erforschen deshalb ihre Umwelt weniger und schreien häufiger als Kinder der beiden anderen Gruppen.

In einer ungewohnten Situation ist ein solches Kind von Beginn an ängstlich und deshalb weniger daran interessiert, neue Situationen zu erforschen. Es ist so beschäftigt mit seiner Mutter, dass es sich nicht von ihr trennen und sich anderen Dingen widmen kann, da es kein Vertrauen in seine Mutter hat bzw. darin, dass sie zurückkommt. Mit anderen Worten: Ein solches Kind ist so sehr auf sein Beziehungsproblem fixiert, dass es sich weniger mit den Realitäten der Umwelt beschäftigt.

Es ist deshalb verständlich, dass sich langfristig unterschiedliche Strategien der Informationsverarbeitung entwickeln. Wie Miculincer (1997) feststellte, sind Personen mit sicherem Bindungsstil bessere Informationsverarbeiter:

- Sie suchen aktiv nach Informationen
- Sie sind offener für neue Informationen
- Ihre Flexibilität der kognitiven Strukturen dient der verbesserten Bewältigung und Anpassung an eine komplexere und sich verändernde Welt.

Man könnte deshalb die Hypothese aufstellen, dass Personen mit sicherem Bindungsstil vermutlich einen besseren „Gefahrenradar“ haben, also Gefahren schneller und umfassender wahrnehmen. Man betrachte dazu die Feststellung von Miculincer (1997, p. 1228): Personen mit sicherem Bindungsstil haben eine flexiblere und komplexere kognitive Struktur als unsicheren Personen, was ihnen erlaubt, in die Welt hinauszugehen und offener für neue Daten zu sein.

5. Wenn man den Zeitfeil nicht berücksichtigt

Die Benutzung von vorgefertigten Kategorien, von verfrühten kognitiven Festlegungen führt zu einem *statischen* Denken, das sich für das Erkennen von Gefahren als gefährlich erweisen kann. Denn verfrühte kognitive Festlegungen führen nicht nur dazu, dass man sich den Blick für tatsächliche Gefahren verstellt, sondern auch, dass man diese Kategorien beibehält, selbst wenn sich die Situation ändert. Dies bedeutet auch, dass man überhaupt nicht die Existenz des „Zeitfeils“ in Betracht zieht, nämlich dass sich eine Situation *plötzlich* verändern kann.

Wie aber die *Katastrophentheorie* aufzeigt, können Katastrophen dadurch entstehen, dass sich ein (bisher labiler Zustand) plötzlich *ändert* und in einen andern umschlägt, z.B. vom Zustand des *Friedens* in den Zustand der *Gewalt*. Beispielsweise schien eine Familienstreitigkeit geschlichtet worden zu sein. Wenn jetzt vor dem „geistigen Auge“ des Polizisten die Leuchtschrift „friedliche Situation“ aufgetaucht wäre, hätte er leicht in Schwierigkeiten geraten können. Denn plötzlich löste sich aus der Gruppe der Anwesenden eine Person und wollte sich auf ihn stürzen, wurde aber von den anderen zurückgehalten.

Ein weiteres Beispiel aus der polizeilichen Praxis: „ Er war die ganze Zeit freundlich, aber am Ende der Reise fiel er plötzlich über mich her.“ Dies weist auf die Notwendigkeit einer gelassenen Wachsamkeit, einer sorgfältigen Beobachtung usw. hin, wodurch gewährleistet ist, dass man *Veränderungen* im Verhalten der anderen Person schnell erkennt.

Es wird also deutlich, dass es wichtig ist, das Wirken des psychologischen Gefahrenradars genau so zu sehen wie die des elektronischen Radars in einem Schiff oder Flugzeug. Es wird keineswegs *ein* statischer Zustand erfasst, sondern der jeweilige Zustand zu aufeinander folgenden Zeitpunkten.

6. Der gefährliche „Tunnelblick“

Pinizzotto und Davis (1995) zeigen für die USA: Zum Zeitpunkt der Ermordung des Polizisten waren 14 der Mörder in der Begleitung von einer Person oder mehreren Personen. 11 dieser Mörder waren nicht die Zielperson des Polizisten, also diejenige, die für ihn auffällig war bzw. die er verdächtigte.

Es scheint, dass in vielen dieser Fälle der Polizist einen „Tunnelblick“ hat, d.h. dass er bei seiner Annäherung seine Aufmerksamkeit auf eine Person konzentriert und die anderen Personen in der Gruppe vernachlässigt oder ignoriert. Und gerade das bringt ihn leicht in Gefahr.

Als eine Polizistin einen Mann verhaftete, weil er eine verborgene Waffe (ein Messer) getragen hatte, kam es zu einem Ringkampf auf dem Boden. Da der Mann die Waffe der Polizistin nicht ergreifen konnte, rief dieser seiner Begleiterin zu, zum Auto zu gehen und seine Pistole zu holen. Die Komplizin brachte dem Angreifer die Pistole. Während die Polizistin und der Täter auf ihre Füße kamen, drohte der Mann, die Polizistin zu töten, wenn sie ihm nicht ihre Dienstwaffe aushändigte. Doch sie zog ihren Revolver, es kam zum Schusswechsel, er schoss ihr in den Arm, traf sie aber dann nicht mehr. Sie brachte dem Täter mehrere Verletzungen bei.

Die Polizistin berichtete später, dass sie die Beifahrerin nicht als Bedrohung angesehen hatte. Obwohl diese nur ca. 70 cm von der Polizistin entfernt war, als die Schießerei begann, hatte sie der Beifahrerin keine Aufmerksamkeit geschenkt und keine Befehle ausgesprochen (Pinizzotto et al., 1998).

Es ist also wichtig, ein systemisches Denken entwickelt, spezifisch, dass man alle Personen und ihre möglichen Interaktionen in der jeweiligen Situation berücksichtigt. Und – obwohl es eigentlich selbstverständlich ist – muss man bedenken, dass man nicht nur selbst in dieser Situation entscheiden und handeln kann, sondern dass auch der Interaktionspartner eigenständig entscheiden und handeln kann.

Dass auch eine andere Person eigenständig handeln könnte, wird offensichtlich nicht immer bedacht. Ein Polizist drückte z.B. seinen Schock darüber aus, dass ein Bankräuber nicht flüchtete, sondern auf den Polizisten zulief und schoss (Pinizzotto et al., 1998).

7. Wenn eine extreme Leistungsmotivation blind für Gefahren macht.

Sowohl Polizisten, die im Dienst getötet wurden (FBI, 1992), als auch solche, die einen Angriff überlebten (Pinizzotto et al., 1998), wurden häufig mit dem Adjektiv „hart arbeitend“ beschrieben. Diese Polizisten strebten danach, die bestmöglichen Polizisten zu sein und nahmen deshalb häufig Risiken auf sich, um dieses Ziel zu erreichen, sie waren also Personen mit hoher Risikobereitschaft. Für die meisten bedeutete *der Beste* zu sein: die meisten Verhaftungen, Verkehrskontrollen durchgeführt, die meisten Personen wegen Verkehrsverstößen vor Gericht gebracht und die korrektesten Berichte geschrieben zu haben (Pinizzotto et al., 1997, p. 13). Ein Polizist, der vor dem Angriff gegen ihn zum „Polizisten des Monats“ ernannt worden war, beschrieb Vereinfachungen, die er vornahm, um seine Produktivität zu erhöhen. Beispielsweise vollzog er oft Verhaftungen alleine. Er verlangte nie nach Unterstützung, benachrichtigte niemals den Einsatzleiter über seinen Plan/seine Vorgehensweise oder seinen Aufenthaltsort und erwartete niemals, von der Person, die er zu verhaften versuchte, erschossen zu werden. Dies zeigt, dass die extreme Leistungsmotivation auch blind für Gefahren machen kann.

8. Wenn starke Gefühle den Gefahrenradar ausschalten.

Starke Gefühle können den Blick für die Realität trüben, den Gefahrenradar also beeinträchtigen oder sogar ausschalten. Solche Gefühle können negativ sein wie Angst oder Wut oder positiver Art wie große Freude.

Angst und Wut führen leicht zu einer übertriebenen Deutung einer Situation als gefährlich, große Freude eher zu einer Verkennung tatsächlicher Gefahren. Man kann dann also nicht zwischen gefährlichen und ungefährlichen Situationen unterscheiden, weil man

- „blind vor Wut“
- „gelähmt aus Angst“ ist oder
- keine Aufmerksamkeit auf wahrnehmbare Gefahrensignale richtet.

9. Wahrnehmungsprobleme bei schlechten Sichtverhältnissen

Michel (1998) untersuchte 12 amerikanische Polizeischüler hinsichtlich der Wahrnehmungsgenauigkeit bei unterschiedlichen Lichtverhältnissen, bei 0,04; 0,10; 0,25 und 0,45 foot-candles (1 foot candle = 10,7639 Lux).

Zum Vergleich: ein heller Vollmond in einer klaren Nacht hat eine Beleuchtungsstärke von 0,01 foot-candles. Eine Person, die 9,14 m – 12,19 m vom direkten Strahl eines Autoscheinwerfers entfernt steht, nimmt eine Beleuchtungsstärke von 0,45 foot-candles wahr.

Die Polizeischüler sahen eine Sekunde lang

- einen 15,24 cm langen Schraubenzieher mit Chromplatten
- ein 15,24 cm langes Stück eines grünen Gartenschlauchs
- ein 20,32 cm langes Stück eines schwarzen Rohres.

Erfahrungen der amerikanischen Polizei während der letzten 10 Jahre hatten gezeigt, dass diese Gegenstände fälschlicherweise als gefährlich identifiziert wurden.

Außerdem wurde ein großer Revolver aus blauem Stahl als gefährliche Waffe dargeboten, wegen seiner großen und leicht unterscheidbaren Form.

Es zeigte sich:

- Je besser die Lichtverhältnisse waren, desto mehr Objekte wurden richtig identifiziert und um so weniger wurden falsch identifiziert bzw. keine Aussage über die Gefährlichkeit getroffen. Bei 0,04 foot-candles wurde nur in 9 % der Fälle der Gegenstand richtig identifiziert, bei 0,45 foot-candles dagegen 84 %.
- Am häufigsten wurde der Revolver richtig identifiziert. Allerdings identifizierten bei 0,25 foot-candles immer noch 2 Polizeischüler den Revolver nicht oder sagten, dass sie das Objekt nicht klassifizieren könnten. Bei einer kleineren Pistole wäre die Fehlidentifizierungen wohl noch höher gewesen.
- Am häufigsten wurde das Stück des grünen Gartenschlauchs falsch identifiziert, sogar bei 0,45 foot-candles. Nur ein Schüler identifizierte das Schlauchteil als Gartenschlauch oder zylindrisches Objekt.

10. Die Voraussetzungen des guten Gefahrenradars

Was macht also den guten Gefahrenradar aus? Man beobachtet die Situation mit *gelassener Wachsamkeit*, ohne voreilige Bewertung, aber unter Abschätzung des Gefährdungsgrades gemäß der verschiedenen Gefahrenfarbcodes (Füllgrabe, 2002). Diese einzelnen Bausteine des Gefahrenradars sollen näher beleuchtet werden.

Voraussetzung des Gefahrenradars ist, wie dieser Artikel immer wieder betont, eine sorgfältige Beobachtung der Situation. Die ist keineswegs trivial, wie z.B. die Parallele zu einem verwandten Gebiet zeigt: der Menschenkenntnis. Denn auch hinsichtlich der Eigensicherung schätzten Polizisten, die angegriffen oder sogar getötet wurden, den Täter völlig falsch ein. Auch hat die mangelnde Menschenkenntnis, d. h. die falsche Einschätzung anderer Menschen, die gleiche Ursache wie bei der Eigensicherung: anstatt zu beobachten, wie der andere handelt, ihm zuzuhören, was er sagt, usw. werden ihm voreilig Kategorien, Eigenschaften usw. zugeschrieben. Deshalb sieht Smith (1973) die Voraussetzung der Verbesserung der Menschenkenntnis in einem Beobachtungstraining. In gleicher Weise lehrte Abercrombie (1969) ihren Medizinstudenten, medizinisch sehen zu lernen. Eine der Voraussetzungen dabei war zwischen genauer Beobachtung und den Schlussfolgerungen aus den Beobachtungen unterscheiden zu lernen.

Ähnlich stellte Siebert (1996) bei Überlebenspersönlichkeiten u. a. folgende Verhaltensweisen fest, die typisch für gute Informationssammler und Informationsverarbeiter sind.

- Sie haben eine entspannte Wahrnehmungsfähigkeit.
- Sie wenden sich auch den kleinen Dingen des Alltags zu und beobachten sie genau.
- Sie beobachten genau, ohne zu etikettieren. Sie vermeiden also „verfrühte kognitive Festlegungen.“
- Sie zeigen eine spielerische Neugierde, sind also offen für neue Informationen.

- Sie sind unkonventionell, d.h. sie übernehmen nicht einfach die Denkkategorien anderer Menschen.
- Sie sind wachsam für Unerwartetes.
- Sie haben eine aktive Phantasie, können sich also auch leicht andersartige Situationen und Lösungsmöglichkeiten vorstellen.

Dies entspricht dem, was Langer (1991) mit **aktivem Denken** bezeichnet. Dadurch werden – wie Siebert (1996) es formuliert - „mentale Stadtpläne“, „geistige Landkarten“ aufgebaut. Siebert (1996) meint, dass Menschen, die einen guten Überlebensstil besitzen, offenbar die sind, die am besten und präzisesten die Außenwelt in ihrem Geist abbilden können. Dies ist durchaus plausibel, weil Überlebensexperten wegen ihres aktiven Lebensstils und der Bereitschaft, aus Erfahrungen zu lernen, ihre „geistigen Landkarten“ ständig überprüfen. Deshalb, haben sie stets ein gutes, realistisches und vollständiges Bild von ihrer Umwelt. Dies ist wichtig, weil es notwendig ist, rechtzeitig Muster für die Wahrnehmung von Gefahren zu entwickeln.

Experten auf verschiedenen Gebieten haben durch sachgemäße Übungen derartige Wahrnehmungsmuster aufgebaut. Als Beispiel weist Siebert (1996) darauf hin, dass gute Sportler sehr schnell die Lage des Spiels und ihrer Mitspieler erfassen können, Schachexperten blitzschnell die Spielstellung auf dem Schachbrett erfassen, der gute Autofahrer sehr schnell die Verkehrslage erfasst. Sie alle können die Situation „lesen“, diese Informationen schnell verarbeiten und in Sekundenbruchteilen wirkungsvoll handeln. Ein derartiges schnelles Erfassen eines Sachverhalts ist das, was man als „Intuition“ bezeichnet.

Wie einfach tatsächlich das ist, was ich als Gefahrenradar bezeichne, zeigt folgendes Beispiel: Ein Polizist hielt in der Dunkelheit ein Auto an, wählte aber eine gut ausgeleuchtete Örtlichkeit für die Kontrolle. Der Einsatzzentrale wurde der Ort und die Autonummer mitgeteilt. Er stellte seinen Streifenwagen hinter das Auto des Verdächtigen, und er benutzte den Scheinwerfer, um das Innere des Autos des Verdächtigen auszuleuchten und ihm bei der Annäherung an das Auto zu helfen. Der Polizist war bei seiner Annäherung an das Auto vorsichtig. Als er die Hände des Verdächtigen beobachtete, bemerkte der Polizist, dass der Verdächtige eine Handfeuerwaffe vom Sitz nahm. Als der Täter seine Waffe auf den Polizisten richtete, schoss der Polizist als erster und ging zur Seite des Autos. Obgleich verwundet, war der Täter in der Lage, wegzufahren.. Die Anwendung angemessener Maßnahmen der Annäherung an ein Auto, verbunden mit seiner Beobachtung und schnellem Handeln, retteten dem Polizisten vermutlich das Leben (Pinizzotto et al., 1997, S. 33-34).

Dies zeigt auch, dass Angriffe auf Polizisten keineswegs als unerwartet eingestuft werden müssen. Bei der Befragung von Tätern, die Polizisten angegriffen hatten, sagten 65 % der Angreifer, dass der Angriff auf den Polizisten impulsiv, ungeplant oder aus der Situation heraus geschehen war. 31 % glaubten, dass der Polizist durch den Angriff überrascht wurde. 19 % der Täter beschrieben den Polizisten als fähig oder professionell, während eine gleiche Anzahl sagte, dass der Polizist unvorbereitet schien oder angesichts des Angriffs unentschlossen (Pinizzotto & Davis, 1998). Fazit: Vorwiegend für diejenigen, die in einer potenziellen Gefahrensituation kein Gefahrenradar besaßen, waren die Angriffe unerwartet. Die Täter selbst sahen es anders, nämlich: Er hat nicht aufgepasst.

11. Voraussetzung: eine gelassene Wachsamkeit

Eine gute Gefahrenwahrnehmung erfordert, dass man die Situation unbeeinflusst durch Emotionen wahrnimmt. Ich habe aber auch gelegentlich festgestellt, dass manche Menschen sich vor der Beschäftigung mit Gefahrensituationen, Selbstverteidigung, Eigensicherung usw. scheuen, mit dem Argument: „Man kann doch nicht immer verängstigt durch die Gegend laufen.“ Diese Meinung ist falsch und gefährlich. Gefahren kann man doch nicht dadurch vermeiden, dass man ihre Existenz nicht wahrhaben will. Problemlösend ist dagegen, sich *rechtzeitig* darauf vorzubereiten. Es ist ja keineswegs so, dass man ständig ängstlich sein muss, das genaue Gegenteil ist der Fall!

Natürlich darf man nicht unvorsichtig sein, aber wer Angst hat, sieht die Situation nicht mehr objektiv und neigt leicht zu Überreaktionen (s. z.B. Fall Diallo).

Siebert (1996) stellte beispielsweise fest, dass eine *synergistische Persönlichkeit*, eine kooperationsorientierte Person, bei der nicht das ICH sondern das Gesamtsystem im Mittelpunkt des Denkens steht, Gefahren besser bewältigen kann. Diese ICH – Freiheit des Denkens bewirkt eine *gelassene Wachsamkeit* für das Unterscheiden zwischen harmlosen Dingen und Gefahren und ein ruhiges sachorientiertes Handeln, gerade in Gefahrensituationen.

Wie man selbst extrem gefährliche Situationen bewältigen kann, zeigt Jappy (2001) am Beispiel von Bombenentschärfern auf: durch Sorgfalt, Präzision und ein Selbstvertrauen, das nicht aus Überheblichkeit, sondern der Einstellung stammt, Teil einer Gemeinschaft zu sein. Cox, Hallam, O'Connor und Rachmann (1983) zeigten, dass es gerade für Bombenentschärfer typisch ist, auch in stresshaften Situationen „kühles Blut“ zu bewahren und eine niedrige Herzschlagrate zu zeigen, weil sie genau wissen, was sie in der gefährlichen Situation tun müssen und deshalb die Kontrolle über die Situation haben.

Dies ist eine **aufgabenorientierte Haltung**, die nicht ICH – orientiert ist und die – wie ich bei Streifenfahrten beobachten konnte – Konflikte des Polizisten mit dem Bürger vermeidet.

Wer aufgabenorientiert handelt, hat den Kopf frei, um die *Voraussetzung* für die erfolgreiche Eigensicherung zu haben: die Bewegungen des Gegenübers verfolgen und schauen, was er mit seinen Händen macht. Das bewirkt zweierlei: Man kann 1) rechtzeitig erkennen, *wenn* er nach einer im Auto oder an seinem Körper versteckten Waffe greift und 2) einen Griff nach der Waffe häufig sogar vermeiden, weil der Kontrollierte sieht, dass der Polizist sein Handwerk versteht und die Situation unter Kontrolle hat. Und wer die Situation unter Kontrolle hat, hat auch keine Angst.

Der Erwerb von Fähigkeiten ist auch ein Teil dessen, was man als „Stressimpfung“ bezeichnet (Füllgrabe, 2002), d.h. sich bereits vor dem gefährlichen Ereignis auf eine Krise einzustellen. Spezifisch für Polizisten wäre aber auch ein Training unter realistischen Bedingungen wichtig: wenn man laut von der andern Person beschimpft wird, wenn der andere bedrohlich auf eine zukommt, Training bei Nacht usw.

12. Die Gefahrenfarbcodes

Dass potenzielle Gefahrensituationen nicht wahrgenommen werden, hängt auch damit zusammen, dass man die Dinge gemäß einem *statischen* Denken

betrachtet: Man erkennt nicht, dass eine zunächst harmlose Situation wie das Anhalten eines Autos bei einer Verkehrskontrolle keineswegs bedeutet, dass diese Situation nicht auch einen völlig anderen Zustand, nämlich den der Gewalt annehmen könnte.

Hilfreich ist hier den möglichen zeitlichen Ablauf des Gefahrenradars zu betrachten. Anschaulich sind hier die fünf Gefahrenfarbcodes, die die US Marines verwendeten (s. Kernspecht, 2001), wobei ich hier ausdrücklich zwischen den objektiven Einschätzungsmöglichkeiten von *Gefahrenlagen* und dem subjektivem *Gefahrenbewusstsein* unterscheidet (Füllgrabe, 2002).

Gefahrenstufe

weiß	<i>Entspannter Zustand</i> : Es besteht keine Gefahr
gelb	<i>Entspannte Aufmerksamkeit</i> : Man beobachtet die Situation sorgfältig, aber angstfrei.
orange	<i>Unspezifischer Alarm</i>
rot	<i>Potenziell tödliche Gefahr</i> : Es ist an der Zeit zu kämpfen oder wegzulaufen
schwarz	<i>Angriff bereits im Gang</i>

13. Sehen lernen

In einer Kriminalgeschichte von G. K. Chesterton „The Invisible Man“ beobachten vier Männer ein Haus, weil bekannt ist, dass einer der Einwohner getötet werden soll. Als sie später, nach dem erfolgten Mord, gefragt werden, ob jemand das Haus betreten habe, sagen sie alle „Nein!“. Der Mord geschah durch einen Briefträger, der „geistig unsichtbar“ gewesen war, weil für die Beobachter seinen Besuch als bedeutsam für das übliche Austragen von Post angesehen hatten und als bedeutungslos für das ungewöhnliche Ereignis eines Verbrechens. Abercrombie (1969) zitiert dieses Beispiel, um aufzuzeigen, wie wichtig es ist, richtig sehen zu lernen und dazu entsprechende kognitive Schemata aufzubauen.

Sehen können ist nämlich keineswegs nur ein rein anatomisches Problem. Beispielsweise müssen Personen mit angeborener Blindheit, die nach einer Operation zum ersten Mal sehen können, erst lernen zu sehen, durch einen außerordentlich komplexen und arbeitsintensiven Prozess. Kognitive Schemata bauen sich langsam auf. Der Patient braucht zunächst einen Monat, um selbst eine kleine Zahl von Objekten unterscheiden zu lernen, wie es andere Menschen können.

Wie dieser Artikel aufzeigt, wird der Gefahrenradar durch emotionale aber auch kognitive Faktoren beeinträchtigt. Kognitive Schemata sind nämlich keineswegs immer nützlich, sondern können auch die Wahrnehmung beeinträchtigen, z.B. wegen einer *berufsspezifischen "Programmierung"*. So zeigen verschiedene Untersuchungen z. B., dass mit längerer Dienstzeit die Wahrnehmungs- und Gedächtnisleistungen von Polizisten keineswegs automatisch besser werden. Clifford und Bull (1978, p. 190) erklären dies so: Jeder mögliche Gewinn durch

den langjährigen Erwerb von Fähigkeiten bezüglich Wahrnehmungen und Gedächtnis wird ausgeglichen durch das Aufbauen von Wissen, Stereotypen, Einstellungen und Werten, durch die Ereignisse wahrgenommen und gespeichert werden.

Bedingt durch ihr Training und ihre Erfahrungen sind Polizeibeamte z. B. für kriminelle Handlungen sensibilisiert. Und sie „sehen“ in Experimenten solche Ereignisse manchmal sogar dann, wenn sie sich nicht ereignet haben! Aber offensichtlich sind sie – wie viele Beispiele in diesem Artikel zeigen – nicht sensibilisiert genug, Gefahren wahrzunehmen, die sie selbst betreffen.

Es ist deshalb für Polizisten wichtig, durch ein systematisches Wahrnehmungstraining u. Ä. einen Gefahrenradar aufzubauen, analog zu Smith (1973) und Abercrombie (1969). Dazu gehören Wahrnehmungstests wie die Gottschaldtschen Figuren, Training der Wahrnehmung verborgener Waffen usw. (s. Füllgrabe, 1999, 2002).

Das Erlernen der Gefahrenwahrnehmung im zwischenmenschlichen Bereich stellt aber Menschen vor eine völlig andere Aufgabe, als es für Gefahren im biologischen Bereich der Fall ist. Dies zeigt die Untersuchung von Öhman, Flykt und Esteves (2001), die ermittelte, dass bestimmte Gefühle (hier Furcht) das Entdecken von Gefahren erleichtern.

Psychologiestudenten entdeckten furchtrelevante Bilder (Schlangen oder Spinnen) in Mustern schneller als die furchtirrelevanten Reize, selbst wenn in den Mustern zur Ablenkung auch Blumen oder Pilze angebracht waren. Kritischer Faktor war in dieser Untersuchung der Bedrohungswert des Reizes. Das Bedrohungspotenzial ist ein wichtiger Faktor, um schnell die Aufmerksamkeit zu gewinnen, was aus einer evolutionären Perspektive entscheidend ist, um Gefahren in der Wildnis zu überleben.

Ähnlich wurde eine schnellere Entdeckungsrate von ärgerlichen Gesichtern im Vergleich zu glücklichen oder traurigen Gesichtern von den Untersuchern als Hinweis auf die evolutionäre Bedeutung des Erkennens von Bedrohungspotenzial gedeutet. Bei einem schematischen ärgerlichen Gesicht bewirkten V – geformte Augenbrauen eine negativere Bewertung des Gesichts. Gesichter mit solchen Augenbrauen wurden schneller und genauer erkannt als solche mit umgekehrten V (freundliche Gesichter).

Interessant ist auch folgende Beobachtung. Spezifische Ängste sensibilisierten für die Entdeckung spezifischer Gefahren: Wer große Furcht vor Schlangen hatte, entdeckte Schlangen eher als Spinnen, und Spinnenphobiker entdeckten Spinnen schneller als Schlangen. Schlangenphobiker lokalisierten Schlangen schneller als Spinnen und diese schneller als Blumen.

Die Latenzzeit, um den Furchtreiz zu entdecken, hing mit der Örtlichkeit des Reizes zusammen: Der Reiz wurde schneller entdeckt, wenn er nahe dem Punkt des Fixierens war.

Furchtrelevante Reize wurden auch schneller von nicht furchtsamen Personen entdeckt. Personen ohne Angst schauten mehr auf Spinnen als auf Blumen, wenn die Augenbewegungen kontrolliert wurden.

Die Fehlerrate war gering, und im Allgemeinen wurden die furcht-relevanten Reize genauer lokalisiert als die nichtbedrohlichen Reize.

Diese Erkenntnisse stehen aber keineswegs im Gegensatz zu den früheren Ausführungen in diesem Artikel und spezifisch zu dem Hinweis, dass man in Gefahrensituationen keine Angst haben müsse. Die Untersuchung von Öhman, Flykt und Esteves (2001) bezieht sich nämlich ausschließlich auf die genaue *Entdeckung* konkreter gefährlicher Reize in der Natur. Auch ist damit

keineswegs gesagt, dass man auch bei der *Bewältigung* dieser Gefahren Angst zeigen müsse.

Wichtig ist auch folgender Hinweis. Bei Interaktionen mit gewaltbereiten Personen ist – im Gegensatz zu Gefahrensituationen in der Natur, der Industrie oder im Verkehr – die Gefahr keineswegs immer von Anfang an vorhanden. Toch (1969, p. 35) hat es anschaulich formuliert: „In gewaltorientierten Begegnungen finden wir, dass Gewalt eher eingebaut ist als beabsichtigt.“ „Eingebaut“ bedeutet, dass die Art und Weise der zwischenmenschlichen Handlungen in eine bestimmte Richtung gehen *können*, aber durch geeignete Maßnahmen durchaus in Richtung Frieden gelenkt werden können. Deshalb ist auch die Untersuchung von Öhman, Flykt und Esteves (2001) hinsichtlich des Erkennens von Gefahrenreizen (Gefahrenreize wie Schlangen oder Spinnen wurden schneller auf dem Umfeld erkannt als neutrale Reize wie Blumen und Pilze) nicht oder nur in begrenztem Umfang auf *zwischenmenschliche* Interaktionen übertragbar.

14. Die Vorteile des offenen Bewusstseins

Den Gefahrenradar kann man auch aus einer anderen, höheren Perspektive betrachten. Er ist nämlich nur ein spezifischer Fall dessen, was Brown & Ryan (2003) als *Mindfulness* (offenes Bewusstsein, geistige Offenheit) bezeichnen. Sie gebrauchen diesen Begriff in einer etwas anderen Definition als Langer (1991), nämlich als: offenes Erleben und Erfahren, was da ist; absichtslose, offene Aufnahmebereitschaft der Gegenwart; als offene, ungeteilte Beobachtung dessen, was geschieht, innerlich und äußerlich, d.h. der eigenen psychologischen und physiologischen Prozesse und der Menschen und Ereignissen der Umwelt. Es geht dabei um eine offene Wahrnehmung, die nichtbewertend ist, während Langer (1991) aktive kognitive Operationen in den Mittelpunkt ihrer Theorie stellte, die Erzeugung neuer Kategorien und die Betrachtung eines Sachverhaltes aus verschiedenen Perspektiven.

Mindfulness im Sinne von Brown und Ryan (2003) steht im Gegensatz zu

- einem Bewusstsein, das eingeschränkt ist durch Grübeln, dem in der Vergangenheit verhaftet sein, Fantasien oder Ängsten vor der Zukunft u. Ä.
- einem durch mehrere Aufgaben geteilten Bewusstsein oder Ablenkung von der Beschäftigung mit dem, was jetzt vorhanden ist
- zwanghaftem oder automatischem Handeln.

Mindfulness in diesem Sinne, also einer offenen oder aufnahmebereiten Wahrnehmung, hat eine positive Ausstrahlung auf verschiedene Lebensbereiche. Sie erzeugt z.B. positive Gefühlszustände, verringert Angst usw. Bei Krebskranken verringerte ein Programm, bei dem Techniken gemäß dem *Mindfulness*-Konzept vermittelt wurden (z.B. Aufmerksamkeit auf die Atmung richten, Wahrnehmen von Körpergefühlen), gefühlsmäßige Beeinträchtigungen und Stress (Brown & Ryan, 2003).

Interessant war auch, dass Personen, die ZEN – Meditation durchführten, eine hohe *Mindfulness* hatten. Entscheidend dabei war, dass diese Übungen in den Alltag übernommen wurden. Die Zahl der Jahre, die man meditiert hatte, war entscheidend für das Ausmaß der *Mindfulness*, aber nicht das Ausmaß der Zeit des aktuellen Übens, also ob dies täglich, wöchentlich oder monatlich durchgeführt wurde (Brown & Ryan, 2003).

Dass jemand einen Bewusstseinszustand des offenen Bewusstseins, geistigen Offenheit (Mindfulness) erzeugen kann, bedeutet auch, dass jemand durchaus an intellektueller Aktivität Freude haben kann (Brown & Ryan, 2003, ü. 829). Es bedeutet auch, dass dieser Mensch durchaus glücklich ist, allerdings nicht im dem Sinne, dass er intensiv nach emotionalen Höhepunkten sucht. Vielmehr geht es dabei um einen Gefühlszustand der Gelassenheit, des Gleichmuts und des Frieden des Geistes, also einen Gefühlszustand der heiteren Gelassenheit, der gekennzeichnet ist durch Gelassenheit, Ausgeglichenheit und Verstehen (der Dinge).

Dass Brown & Ryan (2003) Beziehung zwischen dem offenen Bewusstsein und positiven Gefühlszuständen fand, ist deshalb bemerkenswert, weil ihr Fragebogen (MAAS) diese Gefühlszustände nicht direkt erfasst. Es gibt also eine Art positiver Ausstrahlung der Mindfulness auch auf andere Bereiche.

Die offene Wahrnehmungsbereitschaft der Mindfulness dürfte ihre positive Wirkung vor allem im Zusammenwirken mit anderen Faktoren voll entfalten. Beispielsweise fand auch Siebert (1996) positive Auswirkungen der offenen Wahrnehmungsbereitschaft, nämlich auf das Überleben von Krankheiten, Kriegsgefangenschaft und anderen Gefahren. Dies ist das, was ich *Survivability* nenne (Füllgrabe, 1999, 2003).

Siebert (1996) fand aber außerdem, dass diese *Survivability* mit einer **synergistischen Persönlichkeitsstruktur** verbunden war, also einer Persönlichkeit, bei der das Denken an das Gesamtsystem im Vordergrund steht (Füllgrabe, 2003), die also genauso wie die offene Wahrnehmung (Mindfulness) ICH – frei ist!

Literatur

- Abercrombie, M. L. (1969). *The anatomy of judgment*. London: Hutchinson & Co.
- Ainsworth, M.D.S. et al. (1974). Infant-mother attachment und social developmental socialisation as a product of reciprocal responsiveness to signals. In M. P. Richards (Ed.), *The integration of a child into a social world*, London: Cambridge University Press.
- Brown, K. W. & Ryan, R. M. (2003). The benefits of being present: Mindfulness and its role in psychological well- being. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 84, Nr. 4, pp. 822 – 848.
- Clifford, B. R. & Bull, R. (1978). *The psychology of person identification*. London: Routledge & Kegan.
- Cox, D., Hallam, R., O'Connor, K. & Rachmann, S. (1983). An experimental analysis of fearlessness and courage. *British Journal of Psychology*, Vol. 74, pp. 107 – 117.
- Füllgrabe, U. (1997). *Kriminalpsychologie: Täter und Opfer im Spiel des Lebens*. Frankfurt: Edition Wötzel
- Füllgrabe, U. (1999). *Survivability : Überlebensfaktoren in gefährlichen Situationen – Zur Psychologie der Eigensicherung. Praxis der Rechtspsychologie*, 9 (1), 28 – 52
- Füllgrabe, U. (2000) Überleben ist kein Zufall: Die psychologische Seite der Eigensicherung. *Deutsche Polizei*, Nr. 3, März 2000, S. 6 - 10
- Füllgrabe, U. (2002). *Psychologie der Eigensicherung – Überleben ist kein Zufall*. Stuttgart: R. Boorberg Verlag

- Kernspecht, K. R. (2000). *Blitz Defence: Die Strategie gegen Schläger*. Burg Fehmarn: Wu -Shu Verlag Kernspecht.
- Langer, E. I. (1991). *Aktives Denken*. Reinbek: Rowohlt.
- Lorei, C. (Hrsg.) (2001). *Schusswaffeneinsatz bei der Polizei: Beiträge aus Wissenschaft und Praxis*. Frankfurt: Verlag für Polizeiwissenschaft.
- Michel, P. (1998). Visual perception in low-light levels: Implications for shooting incidents. *FBI Law Enforcement Bulletin*, May 1998, pp. 6 – 9.
- Miculincer, M. (1997). Adult attachment style and information processing: Individual differences in curiosity and cognitive closure. *Journal of Personality and Social Psychology*, Vol. 72, pp.1217 - 1230
- Miller, S.M. (1990). To see or not to see: Cognitive informational styles in the coping process. In: M. Rosenbaum (Ed.), *Learned resourcefulness: On coping skills, self – regulation and adaptive behavior*. New York: Springer Press.
- Öhman, A., Flykt, A. & Esteves, F. (2001). Emotion drives attention: Detecting the snake in the grass. *Journal of Experimental Psychology General*, Vol. 130, Nr.3, pp.466 – 478.
- Pinizzotto, A. J. & Davis, E. F. (1995). Killed in the line of duty:-Procedural and training issues. *FBI Law Enforcement Bulletin* , Vol. 64, Nr. 3, March 1995, S. 1 – 6.
- Pinizzotto, A. J., Davis, E. F. & Miller III, C .E. (1997). *In the Line of Fire: Violence Against Law Enforcement. A Study of Selected Felonious Assaults on Law Enforcement Officers*. Washington: United States Department of Justice. Federal Bureau of Investigation. National Institute of Justice.
- Pinizzotto , A.J., Davis, E. F. & Miller III,C.E. (1998). In the line of fire: Learning from assaults on law enforcement officers. *FBI Law Enforcement Bulletin*, Vol. 67, Nr. 2, February 1998, pp. 15 – 23.
- Pinizzotto, A. J. & Davis, E. F. (1999). Offenders' Perceptual Shorthand. What Messages are Law Enforcement Officers Sending to Offenders? *FBI – Law Enforcement Bulletin*, Vol. 68, Nr. 6, June 1999, pp. 1- 4.
- Sessar, K. A., Baumann, U.& Müller, J. (1980). *Polizeibeamte als Opfer vorsätzlicher Tötungen*. Wiesbaden : Bundeskriminalamt
- Siebert, A. (1996). *Erfolgreich Krisen bewältigen. Anleitung zum Überleben*. München: Hugendubel.
- Smith, H.C.(1966). *Sensitivity to people*. New York: McGraw Hill.
- Smith, H.C. (1973). *Sensitivity training*. New York: McGraw Hill.
- Toch, H. (1969). *Violent Men: An Inquiry into the psychology of violence*. Chicago: Aldine Publishing Company.